

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Geschichte der Stadt Potsdam

Haeckel, Julius

Potsdam, 1912

Einleitung.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-687



Einleitung.

Die Lage.

Potsdam ist ausgezeichnet durch die Mannigfaltigkeit und Schönheit seiner Landschaft. In weiter Niederung breiten sich Parks und Gärten, Wälder, Wiesen und Felder aus, sanfte Hügelzüge begrenzen den Gesichtskreis, und wohin der Blick von ihnen schweift, schimmert die Havel mit ihren Seen.

Die eigenartigen Züge der Bodengestaltung der Mark Brandenburg finden sich hier vereint. Das ganze Land nördlich vom Fläming wird durch vielgewundene Flüsse und Fließchen, durch Rinnen und Täler, die früher Wasser führten, in große und kleine Inseln aufgelöst. Auch Potsdam liegt auf einer Insel. Kunst und Natur haben sie im Laufe der Zeiten fortwährend umgestaltet.

Einst bedeckte ein gewaltiger Gletscher die Mark. Als er allmählich zurückwich, und ein Thal nach dem andern freigelegt wurde, suchten die Wasser bald zu diesem, bald zu jenem Tale einen Abfluß. Alle Krümmungen und Seen bezeichnen Versuche des Wassers durchzubrechen. Auch ruhte der Boden nicht unbeweglich, er hob und senkte sich. Neue Wasserscheiden entstanden, alte Flußläufe verödeten, früher von diesem Wasser gespeiste Flüsse schrumpften zusammen und erstickten in Luch und Bruch.

Auch die Havel verfolgte nicht von Anbeginn ihren jetzigen Lauf. Schon ein flüchtiger Blick auf die Karte zeigt die höchst eigenartige Bildung von drei parallelen Seenketten: die Kette des Glindower und Plessower Sees, dann die Ketten des Schwielow- und Zernsees und des Jungfern- und Lehnissees. Sie bezeichnen das allmähliche Zurückweichen des Gletschers von Südwesten nach Nordosten. Sie sind die Rinnen des am Gletscherende abfließenden Wassers. Eine andere Entstehung haben wir bei einer vierten Seenkette anzunehmen. Der Großglienicker See mit einer Tiefe von 12 Metern, der Sakrower mit einer Tiefe von 37 und der Heilige See mit einer Tiefe von 15 Metern sind bereits unter der Eisbedeckung entstanden durch die ausnagende Kraft des Eises und Vorgänge, wie wir sie bei der Bildung von Gletschertöpfen beobachten können. Welche gewaltigen Wassermassen einst diese Gegenden durchfluteten, davon können wir uns heute nur schwer einen Begriff machen. Damals, als es eine Havel noch nicht gab, als sie noch an der Stelle des heutigen Spandau in den großen Schmelzstrom mündete, der sich von Warschau her durch das Berliner Tal der Gegend der unteren Elbe zuwälzte, war die Nuthe ein bedeutender Fluß, wie ihre weite Bruchniederung noch zeigt. Der Babelsberg und der Brauhausberg bezeichnen wie zwei Pfeiler die Ränder ihres alten Bettes. Jenseits der Hochflächen von Döberitz und Nauen im Norden der jetzigen Potsdamer Insel führte die Nuthe ihr Wasser jenem großen Strom des Berliner Tales zu. Die Nuthe schrumpfte zusammen, als die Spree, die bis dahin ihr Nebenfluß war, an den Müggelbergen nach Norden durchbrach. Der große Urstrom aber verschwand, als der Gletscher weiter nach

Norden zurückwich. Nun grub sich die Havel einen Weg nach Süden durch den Pichelswerder hindurch, und damit war der heute noch vorhandene Zustand geschaffen.

Die seeartig erweiterte Havel hat zwischen Spandau und Potsdam eine durchschnittliche Breite von tausend Metern. Waldgeschmückte steile Hänge begleiten sie zunächst, die Ränder der Hochfläche von Döberitz rechts, die des Teltow links. Unterhalb von Sakrow, wo sich die Ufer auf 200 Meter nähern, flachen sich die Höhen rechts ab, links endet der Teltow im Babelsberg. Mit dem Brauhausberge beginnt dann der hohe Rand der Zauche, den man weiter bis zu Bergen von Ferch verfolgen kann. Aus Sand und Sumpf ist Potsdam hervorgewachsen. Die Vereinigung des Nuthe- und Haveltales und die geringe Breite der Havel an dieser Stelle (50 Meter) sind die Gründe, weshalb sich hier eine Siedelung entwickelte.

Vor- und Frühgeschichtliches.

Viele Funde beweisen, daß die Gegend schon in vorgeschichtlicher Zeit bevölkert war; vor allem die Uferstriche und die Inseln im Sumpfgebiet waren besiedelt. Ob der Mensch schon gemeinsam mit den gewaltigen Tieren der Eiszeit gelebt hat, wissen wir nicht; mannigfache Überreste von ihnen sind in Sand- und Rieslagern gefunden worden. Die Menschen der Steinzeit waren schwerlich germanisch, es ist auch nicht völlig sicher, ob sie schon sesshaft waren. Einer gewissen Kultur entbehrten sie nicht. Für Funde ist besonders Sakorn (nordwestlich von Potsdam) ergiebig gewesen. Tonerde mit grobem Sand durchknetet gab einen festen Stoff, Urnen zu formen.

Sie sind mit der Hand nicht ohne Geschmack gestaltet und mit einfachen Strich- und Stichornamenten geschmückt. Ohne jeden ornamentalen Schmuck, aber durch einen schlicht dekorativ gestalteten Rand merkwürdig ist eine Schale, die in Potsdam gefunden wurde und sich jetzt im Berliner Museum für Völkerkunde befindet. Aus Holz, Knochen oder Stein fertigte man Waffen und Werkzeug. Manches davon wird durch Tauschhandel ins Land gekommen sein.

Um 500 v. Chr. wurde die Mark mit der Bronze bekannt. Man hat öfters ganze Lager eingeführter Geräte gefunden. Mehrere Male hat die Pfaueninsel solche Lager kostbarer Ringe und Spiralen hergegeben. Bronzene Waffen, beim Bau der Chaussee nach Baumgartenbrück gefunden, sind in das Museum für Völkerkunde übergegangen. Von sonstigen Funden sei nur ein edelgeformter Krug aus Bornim und ein schöner Halschmuck erwähnt, der in der Stadt selbst ausgegraben wurde. Allmählich wurde die Formgebung und Linienführung schwungvoller, wenn auch bei dem Massenbetriebe die feinere Durchführung manchmal vernachlässigt wurde. Von Glasgefäßen hat man in der Pirschheide ein grünliches gefunden. Eisen wurde erst in der römischen Kaiserzeit häufiger eingeführt. Daneben blieb die Bronze weiter geschätzt, wie gefällig gearbeitete Griffe und Beschläge beweisen, die man in der Stadt gefunden hat. Öfters trifft man auch Münzen als Beigaben an; Niemezt und Buchow-Karpzow sind in der weiteren Umgebung als Fundstätten besonders zu nennen. 1768 grub man beim Neuen Palais einen Urnenfriedhof aus und fand dabei einen Denar von Antoninus. Quintus Scilius mußte dem Könige genau darüber berichten. Viele Urnen

sind auch innerhalb der Stadt ans Tageslicht gefördert worden. In ihnen barg man die Asche der Verstorbenen; während man früher die Toten in der Erde begrub oder in Steinkammern beifetzte, ging man in der Bronzezeit zur Verbrennung über.

Die Urnenfriedhöfe der Bronzezeit, erst 1910 hat man auf der Gemarkung Bergholz wieder einen aufgedeckt, beweisen, daß die Bevölkerung sesshaft geworden war. Sie war germanisch und gehörte wahrscheinlich zu den Semnonen. Dieser große Stamm folgte im ersten nachchristlichen Jahrhundert dem allgemeinen Zuge nach dem Westen und wurde der Kern des sich bildenden Alemannenstammes. Geringe Reste hielten sich in der Heimat noch bis ins dritte Jahrhundert.

Über ihre Siedlungsweise haben uns die Ausgrabungen auf der Römerschanze am Krampnitzsee erwünschten Aufschluß gebracht. Der Name Römerschanze ist entstellt aus Röwer- d. h. Räuberschanze; leider ist der früher übliche Name Königswall außer Gebrauch gekommen. Es ist eine Befestigung, die einige Jahrhunderte vor Christus angelegt ist, eine Zufluchtsstätte für die zahlreichen Ansiedlungen am Ufer jenes Teiles der Seenkette. Der Wall, der den Platz umschließt, war ursprünglich sechs Meter hoch und beinahe vier Meter breit. Planken außen und innen hinderten das Erdreich abzurutschen. Bei der Ausgrabung fand man noch Spuren dieser Planken und auch der Bohlen, durch die sie miteinander verankert waren, als dunkle Streifen in dem umgebenden helleren Erdreich. Ganz besonders wichtig war die Entdeckung, daß im Innern des Platzes auch die Pfosten eines altgermanischen Hauses im Boden ähnliche Spuren

hinterlassen hatten, und so der Grundriß deutlich erkennbar war. Dieser Grundriß erweist sich als altes indogermanisches Stammgut, als derselbe, den der altgriechische Tempel hatte, ein quadratischer Raum mit Hallenvorbau. Die Befestigung auf der Römerschanze ist durch Feuer, wohl bei einem Ueberfalle, zerstört worden. Später haben sich Slawen da angesiedelt: auch von ihnen sind Spuren nachzuweisen gewesen. Die Slawen haben aber, wie sich noch feststellen ließ, auf die Wiederherstellung bei weitem nicht die Sorgfalt verwendet, wie die Germanen auf die Anlage.

Ungehindert rückten die Slawen in das von den Germanen geräumte, herrenlose Land ein. Die Geschichte meldet keine Einzelheit darüber. Um 750 hatten sie das ganze Gebiet bis zur Elbe und Saale besetzt. Zwischen dem mecklenburgischen Hügellande und dem Fläming saßen die Ljutizen oder Wilzen. Von ihren vielen Stämmen sind gerade die des Havellandes den Deutschen besonders bekannt geworden.

Von einer Überlegenheit slawischer Kultur über die germanische kann keine Rede sein. Die Herstellung der Tongefäße auf der Töpferscheibe, die von den Slawen eingeführt wurde, bedeutet nur eine Erleichterung, keinen künstlerischen Fortschritt. Bald kamen Kaufleute aus dem Ausland. Magdeburg war besonders wichtig für den Handel aus dem Süden und Westen, Elbe und Havel waren von Schiffen belebt, von Osten kamen Händler bis aus Byzanz und dem Orient. Viele arabische und byzantinische Münzen sind in der Mark gefunden worden, aus dem 10. Jahrhundert zahlreiche in Pares. Die Wilzen konnten außer getrockneten Fischen und den Erzeugnissen ihrer Bienenwirtschaft wenig bieten.

Die Slawen waren kriegerischen Geistes wie ihre germanischen Nachbarn, und so ruhte an der Elbe selten der Kampf. Bis auf Heinrich I. galt die Elbe als östliche Grenze, erst er trat als Eroberer auf. Otto I. bemühte sich, die Slawen dem Christentum zu gewinnen. Aber er fand, wie es scheint, nicht die rechten Männer; die Heveller trugen mit Ingrim die Abgaben, die sie an Brandenburg und das Moritzkloster in Magdeburg zu entrichten hatten. Der große Aufstand von 983 vernichtete mit einem Schlage wieder die Herrschaft der Deutschen jenseits der Elbe. Im Jahre 1000 war der Osten wieder frei und heidnisch.

Aus jener Zeit stammt eine Urkunde, die als erste Potsdamer Urkunde gelten kann. Am 3. Juli 993 übertrug, wie wir in ihr lesen, Otto III. seiner Tante, der Äbtissin Mathilde von Quedlinburg, zwei Orte, Poztupimi und Geliti, in der Provinz Hevallon und zwar auf der Insel Chotienvizles mit allen Gerechtigkeiten. Der große Philosoph und Historiker Leibniz hat zuerst Poztupimi als Potsdam gedeutet; Geliti ist als Geltow zu erklären. Großen Wert hat der Erwerb für die Äbtissin auf keinen Fall gehabt. Der rasche Demonstrationzug, den Otto III. im Jahre 993 durch das Slawenland machte, blieb ohne nachhaltige Folge. Es ist für uns nicht mehr verständlich, weshalb sich Mathilde, die nach allem, was wir von ihr wissen, mit den slawischen Verhältnissen wohl vertraut war, um einen so unsicheren, weitentlegenen Besitz bemühte. Wir müssen es uns auch versagen, aus dem Wortlaut der Urkunde, die von Höfen, Häusern, Aekern usw. spricht, etwas über die Beschaffenheit der Gegend herauslesen zu wollen; sie ist ganz in dem üblichen Stil der kaiserlichen Kanzlei nach bestimmter

Vorlage abgefaßt. An der Richtigkeit der Deutung Poztupimis als Potsdam kann ein Zweifel kaum bestehen, nur so erklärt sich die im Mittelalter übliche, bis ins 17. Jahrhundert auftretende Schreibung Potstamb u. ä. Den Namen Poztupimi hat man, abgesehen von manchen andern, zum Teil phantastischen Erklärungsversuchen, übersetzt „unter Eichen“. Diese Deutung erscheint aber nicht verträglich mit den Gesetzen slawischer Ortsnamensbildung; man wird vielmehr nach der Ansicht gründlicher Slawisten an die Ableitung von einem Personennamen (Podstub) zu denken haben.

